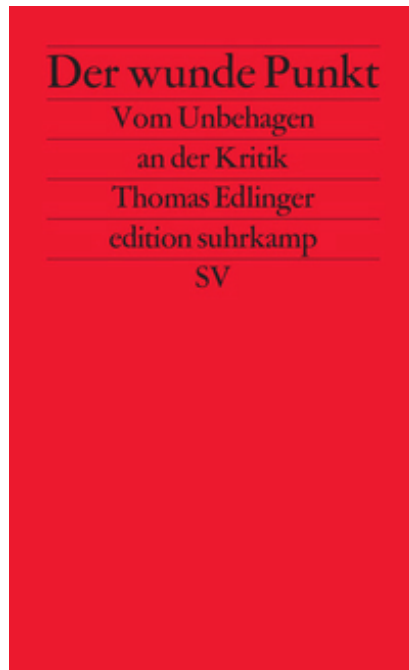


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Edlinger, Thomas
Der wunde Punkt

Vom Unbehagen an der Kritik

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2693
978-3-518-12693-6

edition suhrkamp 2693

Kritik ist Volkssport. Jeder kritisiert jeden – im Wirtshaus, im Internet, an der Universität. Gleichzeitig werden die Defizite der Kritik kritisiert. Sie greife zu kurz oder gehe zu weit, sei autoritär, dekorativ oder schlicht wirkungslos. In Anlehnung an Jean-Luc Godard könnte man sagen: Kritik ist nicht die Beurteilung der Wirklichkeit. Kritik ist die Wirklichkeit der Beurteilung.

Auf jeden Fall verändert Kritik die Welt, zumindest indirekt: als relativistische Hyperkritik, die Gemeinsamkeiten sabotiert, als Kapitalismuskritik, die den Kapitalismus fit hält, oder als Miserabilismus, der sich am Übel in der Welt ergötzt. Thomas Edlinger spürt der Fetischisierung der Kritik dort nach, wo es wehtut, und zeigt, wie sich der Unmut in postkritische Haltungen übersetzt.

Thomas Edlinger, geboren 1967 in Wien, wirkt dort als Radiomacher (u. a. moderiert er das Kulturmagazin *Im Sumpf* auf FM4), freier Kulturjournalist und Kurator. In der edition suhrkamp erschien von ihm (gemeinsam mit Matthias Dusini): *In Anführungszeichen. Glanz und Elend der Political Correctness* (es 2645).

Thomas Edlinger

Der wunde Punkt

Vom Unbehagen an der Kritik

Suhrkamp

edition suhrkamp 2693
Erste Auflage 2015
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12693-6

Inhaltsverzeichnis

Intro 9

1. Besser, schneller, weiter – Volkssport Kritik 17

Kritik der Krise 17

Krise der Kritik 18

Schadstoffentsorgung 20

Was tun? 25

Kritische Beobachter der kritischen Beobachter 28

Fehlstellungen 31

Enter Escape 36

2. Im wilden Westen – Zwischen Hyperkritik und volkstümlicher Kritik 39

Der antiautoritäre Charakter 39

Die Kritik gehört zu Europa 45

Rituelle Reinigungen 52

Das zweite Leben der Religionen 63

Islamophobie ohne Islam 70

Je suis was eigentlich? 78

Leere Identitäten und gefüllte Teller 87

3. Du bist nicht mein Bruder – Fetisch Differenz 95

Lebensform follows Function 95

Der Zwang zur Lockerung 98

Weltinnenraum des Pop 102
 Fear of a White Planet 105
 Stop making Dissens 114
 Wer fürchtet sich vorm Blackfacing? 117
 Schwarzweiße Pädagogik 122
 X-Ratingagenturen 131
 Dragnormativität 135
 Alles Wörtliche verdampft 144
 Wann ist ein Mann kein Mann? 154
 Zwischen Paranoia und Common Sense 161

4. *Von der Ironie zur Immunität – Die Instrumentalisierung der Kritik* 171

Quoten aus Fleisch und Blut 171
 Lagerleben mit Larissa 174
 Erst kommt die Auflage, dann die Kritik 178
 Institutionskritik und Embedded Critic 182
 Das sichtbare Komitee 190
 Leitwährung Criticality 193
 Kritischer scheitern 196

5. *Das unsichtbare Hirn des Marktes – Kapitalismuskritik* 201

Der Terror des Dezisionismus 201
 Stiftung Warentest empfiehlt 205
 Jeder muss ein Künstler sein 208
 Der Marktstalinismus auf der Anklagebank 214

6. *Gläubige ohne Bekenntnis – Ideologiekritik* 223

- Die Blendgefahr der Nebelscheinwerfer 223
- Vor dem Ende der Geschichte: »The Americans« 227
- Ideologisch sind immer die Anderen 229
- Die Unfreiheit der Freiheit 232
- Vom hohen Ross auf die Couch 236
- Die Ideologie der Postideologie 237
- Der Aberglaube des IS 242
- Toleranz und Othering 244

7. *Watson lernt – Zum Ersatz der Kritik durch Korrelationen* 249

- Ferngesteuerte Flöhe und freie Daten 249
- Nach der Theorie 257

8. *Paint it Black – Miserabilismus* 263

- Pessimismus als Lebenselixier 263
- Simplify your life 267
- Hyper, hyper! 269
- Lob der Negativität 272
- Big Bang Theory 277

9. *Geh doch nach gestern – Postkritisch leben, denken und Kunst machen* 281

Aporien der Kritik im Schnelldurchlauf 281

Alternative Mainstream und Revoluzzermarketing 283

Strampelanzüge mit Krawatte 286

Reif für die Insel 288

Eine kleine Geschichte der Postkritik 291

Eskapismus als Flucht nach vorn 296

Autismus, Idiotismus, Nihilismus 302

Ornament und Oligarchen 307

Auf Tauchstation 309

Exit in die Sackgasse? 316

Intro

Amerikakritik ist so beliebt wie eh und je, aber Steaks und Burger machen können sie, die Amis! Wo immer die Veganer- und Bioladendichte hoch ist, haben sich auch Burgerläden ausbreitet. Und richtige Burger, solche mit Biofleischzertifikat nämlich, dürfen gern auch richtig teuer sein. Denn man kauft nicht nur Qualität, sondern ein Lebensgefühl, mit halbwegs gutem Gewissen inklusive.

Noch teurer, weil noch feiner als selbst Bio-Burgerknetmasse, ist naturgemäß das Steak. Seine Inszenierung in den florierenden neuen Hochglanz-Fleischfanzines soll kein poppig Retro-Americana-Feeling aus der guten alten Zeit der Diners vermitteln, sondern an animalische Instinkte der »Männer mit Geschmack« appellieren. Das Steak braucht keine Dekoration mehr, keine exaltierten Gewürze, keine Geschmacksverstärker und keine Beilagen. Es ist reine Essenz: saftig, blutig, pur und am liebsten vom Grill. Kein Sternekoch soll es neu interpretieren, kein Molekularküchenguru soll es dekonstruieren, keine Frau soll es verfeinern. Ein Steak ist ein Steak ist ein Steak.

Vor dem Duft eines Dry-Aged Beefs gehen die neuen, richtigen Männer aus Freilandhaltung in die Knie. Dabei zeigen sie nicht ihre Muskeln, sondern ihre Grillwerkzeuge und ihre Schneidezähne. Damit signalisieren sie Genussfähigkeit statt Selbstkasteiung. Essen ist Verschlingen, Einverleiben und Schmatzen. Essen ist Sex. Natürlicher, normaler Sex.

In anderen Kreisen, wo die Veganerdichte größer ist als in der Durchschnittsbevölkerung, heißt der normale Sex heteronormativ. Es sind Kreise, in denen prinzipiell jedes Verhalten einer Kritik unterzogen werden kann. Kreise, in denen es kein

normales Verhalten gibt, weil Normalität eine Konstruktion, Natürlichkeit eine Illusion und die Welt ein Klischee ist. Eine Frau ist keine Frau ist keine Frau.

Die inkriminierte Heteronormativität ist die Bezeichnung für ein Zwangsregime, das die Vielfalt der Geschlechter leugnet und ihre sexuellen Orientierungen unterdrückt, heißt es. Und wenn ich in die nächste Buchhandlung gehe, sehe ich mit einem Blick, welche Geschlechternormen nach wie vor bestimmend sind. Das Pochen auf die Neupositionierung der Sexualität anhand der Geschlechterdifferenz wird mitnichten automatisch angenommen. Das Versprechen einer queeren Basisdemokratie ist offensichtlich nur für wenige eine reale Glücksvorstellung. In Michel Houellebecqs »Unterwerfung« macht der gewohnt miesepetrige Ich-Erzähler seinen Frieden mit dem sanften Faschismus eines islamisierten Frankreichs im Jahr 2022 und spekuliert auf die kommenden Wonnen der Polygamie. »Fifty Shades of Grey« ist wohl weniger wegen der heute niemanden mehr groß aufregenden S/M-Stellen zum Bestseller geworden, sondern weil das Buch ein Unbehagen an der neueren Kritik der sexuellen Verhältnisse artikuliert. Ruft der Roman doch heute als skandalös empfundene, auch von Houellebecq thematisierte Bedürfnisse in Erinnerung. In den therapeutischen Narzissmuskraftkammern werden sie als Preisgabe von Autonomie und Gegenteil von psychischer Souveränität problematisiert: die romantische Hingabe, die Lust an der Selbstauflösung und die Ichentlastung des unter dem Liberalismus leidenden Subjekts durch die – schon wieder – »Unterwerfung« unter eine neue, alte Ordnung. Hingabe und Unterwerfung versus Gender-Awareness und Souveränität? Soll das jetzt die Alternative sein? Und darf »ich als Mann« überhaupt über ein »weibliches« Begehren spekulieren, das sich womöglich selbst nicht ganz versteht?

Als durchschnittlicher Gegenwartsbewohner mit sogenanntem höherem Bildungsabschluss lebe ich in mindestens zwei Welten. Wenn ich das Privatfernsehen anschalte, sehe ich heteronormative Bachelors und Bachelorettes samt Pop-Starlets in Lack und Leder. Ich zappe weiter. Am Ballermann ist der deutsche Mann noch ein echter Mann. Und auch mit Migrationshintergrund kommt der Machismo in Neukölln oder am Kölner Ring meist ziemlich breitbeinig daher. Ich schalte den Fernseher ab und gehe in die andere Welt, d. h. zum Rechner, der von Büchern und Tonträgern umzingelt ist. Durch alle drei Medien bin ich mit Theorie-, Kunst- und Popzirkeln konfrontiert, die die Genderpolaritäten systematisch verqueeren. Ich weiß von Uni-Seminaren, wo um Transgender-Underscores gerungen wird. Ich lese von Critical-Hetness-Foren, die gegen öffentliches Küssen von heterosexuellen Pärchen wettern, weil damit eine repressive Norm eingeübt werde. Und überall lauert die Kapitalismuskritik!

Als hauptberuflicher Journalist lebe ich von und mit Kritik. Das war nicht immer so. Den jungen Gymnasiasten, der ich einmal war, interessierten, bei Licht betrachtet, vor allem das Sich-gut-Fühlen und Mädchen. Mit beidem klappte es nicht ganz so wie erträumt. Also begann ich mit Gleichgesinnten Discokids zu verachten und mich im Wirtshaus über die Nazipest zu ereifern. Wenn die Nazis mit Verve und Wein erledigt waren, dachte ich an die Disco, die leider heute ohne mich auskommen musste. Oder an eine Party nächstes Wochenende. Oder an den Sommer und die Zukunft. Knapp vor Schulabschluss interessierte ich mich dann primär für coole Welten, die ich nicht kannte. Die Kritik an ihnen war mir egal oder kam nicht an. Kafka war toll, und der Sound von Sonic Youth auch. Später, als Philosophiestudent in Wien, war es weniger der kritische Input, sondern der Sound von Philoso-

phen wie Lyotard, Baudrillard oder Deleuze, der in meinem Kopf widerhallte. Die französische Philosophie kam bei mir zu jener Zeit an wie Pop, die Merve-Bändchen machten sich gut in der Manteltasche. Ich erlebte die letzten Sonnenstunden des »langen Sommers der Theorie«. Bald hatte ich das Gefühl, dass an der Uni ein Wettbewerb um die gewitzteste Kritik an der Macht stattfand. Und zumindest im Seminarraum selbst war diese Machtkritik sehr durchschlagend und exkulpierend. Doch unversehens neigte sich der späte Sommer in den Herbst, aus der Affektmaschine Pop wurde der Diskurs der Poplinken. Noch ein paar Jahre später tauchte ich als Zeitkurator und freier Autor in die Welt der Gegenwartskunst und ihrer Gesellschaftsdiagnosen ein. Ohne *embedded critic* war hier nichts zu holen. Ausstellungskonzepte, die keinen kritischen Einwand formulierten, hatten kaum Chancen auf Beachtung.

Heute kenne ich sowohl den Argwohn gegen die Distinktionsspiele der Hyperkritik als auch den Blick in den Abgrund der Postings, die alles besser wissen als man selbst. Leider haben die Hyperkritiker und Poster mit ihren Einwänden gar nicht so selten Recht. Dagegen hilft nur, sich dickhäutiger zu geben, als man ist. Auch sonst erzieht mein »Leben in Kritik« mich zu gelebten Widersprüchen und Inkonssequenzen. Eine Zeitlang habe ich Amazon boykottiert, nachdem ich von den unmenschlichen Arbeitsbedingungen dort gehört hatte – und den Boykott alsbald klammheimlich wieder aufgegeben, weil es halt doch bequemer ist. Das klingt nicht nach Gutemensch und auch nicht nach »guter Mensch«. Die Spanne zwischen dem tyrannischen Über-Ich und dem schmutzigen Es lässt sich nicht verleugnen. Etwas in mir lacht über Witze, die in bestimmten Öffentlichkeiten zum Problem werden würden. Es gibt ein Lustprinzip, das sich nicht von einem kriti-

schen Bewusstsein maßregeln lassen will. Es sagt Nein zum Nein. Mein kritisches Bewusstsein ist dagegen auf die Reizworte der heutigen Selbstreflexion trainiert. Sicher bin ich privilegiert, aber es ist nicht immer klar, in welchem Ausmaß und wem gegenüber eigentlich. Zugleich will ich mich mit jemandem verständigen, der sich nicht gemeint fühlt, wenn ich »wir« sagen würde.

»Ich und die Kritik« – eine Anmaßung, natürlich. Denn *die Kritik* ist viel zu groß für mich und mein Bewusstsein. Wahrscheinlich kann man von ihr im emphatischen Singular gar nicht mehr sprechen. Ihre Geschichte, ihre Philosophie, ihre Theorie, ihre Praxis und nicht zuletzt ihre Selbstkritik umfassend zu durchdringen überfordert mein – und vielleicht jedes einzelne – Ich. Womöglich liegt in der Beschränkung auf dieses Ich aber auch eine Chance, sofern dieses Ich immer auch ein Anderer und also nicht mit sich selbst identisch ist. Es ist ein empirisches, von Affekten beeinflusstes Ich mit dem Voratz, sich zu relativieren. Es ist ein Ich, das konkrete Ausdrucksformen der Kritik erfährt und diese zu strukturieren versucht. Es ist ein sich abstrahierendes Ich, durch das die gegenwärtigen Sprechweisen der Kritik rattern. Diese kommen dort in unterschiedlicher Vehemenz und Dringlichkeit an. Nicht alles kann dieses Ich mit der gleichen Distanz verarbeiten. In manchen Situationen wird es vor der schieren Masse des Materials oder vor dem spezialisierten akademischen Forschungsstand kapitulieren. Dafür kann es sich in der Rekapitulation bestimmter Beobachtungen der Lebenswelt zu einem literarischen, zitierenden Ich verwandeln, das manches zu veranschaulichen vermag, was die Wissenschaft so kaum auf ihr Radar bekommt. Nicht zuletzt muss dieses Ich etwa mit einem Unbewussten (das von Selbstkritik bekanntlich nicht viel hält) zurande kommen. »Ich und die Kritik« – das ist nicht

nur Anmaßung, sondern zugleich der bescheidene Versuch, die eigene, im Guten wie im Schlechten liquide Position in der Welt und damit diese selbst ein bisschen besser zu verstehen.

Dabei interessieren mich im Folgenden vor allem jene Ausdrucksformen und Bereiche von Kritik, wo nicht von vorneherein »alles klar« ist, deren Positionen ich also nicht so einfach gutheißen oder verwerfen kann. Es geht mir um eine Praxis des Einspruchs, die ein wachsendes Unbehagen – weniger hinsichtlich des zu kritisierenden Sachverhalts (wie zum Beispiel der Stadtpolitik gegen Demonstranten in Hongkong), sondern vielmehr an dieser Sprechform selbst – erzeugt. Das Ich entkommt sowohl der Kritik wie auch dem Unbehagen an ihr nicht, weder im virtuellen Leben noch im Wirtshaus.

Jeder von uns muss heute lernen, mit der Fetischisierung der Kritik umzugehen. »Darf ich jetzt eigentlich noch Fleisch bestellen?«, fragt sich die neokonsumkritische Fraktion in mir. Ein gutes Steak schmeckt auch mir, zugegeben. Aber Thunfisch? Und muss ich dieses Buch durchgucken? Ich beschließe: Nein. Jean-Luc Godard hat einmal davon gesprochen, dass der Film nicht die Reflexion der Wirklichkeit sei, sondern die Wirklichkeit der Reflexion darstelle. Analog dazu ließe sich vielleicht sagen: Kritik ist nicht die Beurteilung der Wirklichkeit. Kritik ist die Wirklichkeit der Beurteilung. Sie verändert die Welt durch Interpretation – etwa als Kapitalismuskritik, die den Kapitalismus modernisiert, oder als Differenzierungswahn, der ursprüngliche Gemeinsamkeiten sabotiert.

Was will dieser Text? Er nimmt das mehrfach beschriebene Ich des Autors bei der Hand und navigiert damit wie mit einem Wärmesensor durch die zerklüftete soziale und mediale Wirklichkeit. Wärme ist Reibung. Das Ich sucht die Rei-

bungspunkte der Kritik. Wenn die Reise ihren Zweck erfüllt, dann findet sich nach der ersten Etappe (Kapitel 1 bis 8) hoffentlich ein vielschichtiges und erhellendes Panorama meines gesammelten Unbehagens an einem Begriffsmonster. Die zweite, kürzere Etappe (Kapitel 9) schließlich spürt einem Denk-, Lebens- und Kunststil nach, den ich *postkritisch* nennen möchte.

1. Besser, schneller, weiter – Volkssport Kritik

Kritik der Krise

Spätestens seit »Krise« ab 2007 zum Schlüsselwort geworden ist, höre ich überall von einem Begriff, der die Krise wie ein Schatten begleitet: Kritik. Der Anspruch auf ein kritisches Bewusstsein scheint endgültig zur Selbstverständlichkeit geworden zu sein. Eine unkritische Haltung ist dagegen so etwas wie Mundgeruch. Sie kommt nur bei den Anderen vor. Die Kritik selbst aber gibt es stets im Plural. Die Schwarzbücher gehen mittlerweile in die Hunderte. Wer einen Blick in das Lehrangebot der Geistes- und Kulturwissenschaften wirft, findet, flankiert von den Königsdisziplinen Postcolonial und Gender Studies, neue Studienggebiete wie Critical Whiteness, Ableism oder Disablism. Sie alle handeln vom kritischen Nachweis von Diskriminierungen und Behinderungen aller Art. Und sie alle dokumentieren akribisch, wie sich Probleme durch Kritik nicht lösen, sondern bloß verkomplizieren und verschieben.

Die Ablehnung der Diskurse der Anderen ist die eine Seite, die triumphale, selbstgerechte Feier der eigenen, allerkritischsten Position die andere. Kritik ist das Missing Link zwischen Wirtshaus, Schlafzimmer und Professorenpuhl. Der »Systemkritiker« feuert in den Foren ehrenamtlich gegen die »Lügenpresse«, Demonstranten tragen die Botschaft auf die Straße. Linke Akademiker verarbeiten die neuesten Wendungen einer auf praktischer Ebene unwirksamen, aber avancierten Kapitalismuskritik zu Vorlesungen und Büchern, die den florierenden Kapitalismuskritikmarkt bedienen, während die mehr

oder weniger produktive, aber auf höherer Ebene unkritische Kritik an der Effizienz des realexistierenden Kapitalismus in Unternehmen zum lukrativen Geschäft für externe Beratungsfirmen und interne Evaluierungen geworden ist. Boshafte, bewusst derbe Karikaturen von Mohammed oder fanatisierten Muslimen oder das »texttreue« Beharren auf der Rede vom Neger wie vor hundert Jahren sind dagegen in der Regel gar nicht an einer ernsthaften Kritik interessiert, sondern dienen vor allem als (oft rassistisch grundierter) Stresstest für die Kritisierten: Halten sie es noch aus oder haben sie schon Schaum vor dem Mund? Falls Letzteres passiert, hat man es ohnehin schon immer gewusst. Die Grenze zwischen kritisch getarntem Humor und Hetze ist schmal. Rund um Israel erscheinen täglich üble Karikaturen von blutsaugenden und geldraffenden Juden, deren Antisemitismus sich nur notdürftig als Kritik an der Politik Israels tarnt. Von deutschen »Israelkritikern« dagegen wird gerade die Möglichkeit solcher Kritik ständig in Abrede gestellt. Die Kritik am deutschen Wesen wiederum ist ein Fall für antideutsche Spezialisten aus Deutschland. Die Kritik an der letzten Supermacht USA schließlich vereint weltweit Antikapitalisten und Antiimperialisten mit den letzten aufrechten Abendländern – also allen, die eine Aversion gegen die Wall Street, gegen Guantanamo oder auch nur gegen Hollywood haben.

Krise der Kritik

Jeder kritisiert jeden, doch oft führt die Kritik zu nichts anderem als zu Kritikkritik. Es gibt eine Inflationierung institutionalisierter Rechthaberei. Im Widerspruch dazu beobachte ich gleichzeitig auch einen *Rückbau* von Kritik. Doch weniger

im Sinne des gerade wieder besonders laut erklingenden Klagelieds über den Verfall der Kritik als Kulturtechnik. Vielmehr verliert *eine* Art von Kritik an Boden, weil *eine andere* Kritik ihre Voraussetzungen und ihre Ziele kritisiert. Privilegierte Stimmen unterlassen in einer fragmentierten Gesellschaft aufgrund einer Mischung aus gutmeinendem Fürsprechertum für Unterprivilegierte und schlechtem Gewissen über die Verfehlungen des weißen, männlichen, exchristlichen Westens bestimmte Kritikformen an Unterprivilegierten. Befördert wird diese Zurückhaltung durch eine an Diskursmacht gewinnende, opfernarzisstische Haltung von minoritären und/oder diskriminierten Gruppen, die nicht wahrhaben will, dass nicht jeder, der sich als Opfer glaubhaft darzustellen mag, in jedem Fall Recht hat. Umgekehrt kenne ich die vorauseilende Vorsicht und das Verstummen angesichts des doppelten Angriffs derer, die sich diskriminiert fühlen, sowie derer, die sich mit selbstanklagender Kritik gegenseitig übertrumpfen. Exemplarisch zeigt sich diese Problematik in der Spannung zwischen der Kritik am Islam und der sogenannten Islamophobie. Nicht nur ich schwanke zwischen der Revision eigener Haltungen im Zeitalter des zweiten Lebens der Religionen und dem Beharren auf einer säkular-linken Opposition zur Religion als einem politisch reaktionären Projekt. Ich grübele über neue Einsichten in die Komplexität eines Glaubenssystems und ertappe mich trotzdem beim Stöhnen über die Selbstgerechtigkeit der dauerempörten Fürsprecher der dauerdiskriminierten Gläubigen. Und hat Slavoj Žižek nicht Recht, wenn er im autoritären Absolutheitsanspruch der Religion ein tyrannisches Über-Ich-Monster am Werk sieht, dem man es ohnehin nie recht machen kann und dem keine Selbstbezeichnung je weit genug geht? »Je mehr man sich dem fügt, was der Andere von einem will, desto schuldiger

wird man.«¹ Dieses Über-Ich macht Druck. Es produziert unablässige Kritik, nur Kritik an ihm selbst verdrängt es. Anfang Februar 2015 lieferte ausgerechnet der Karneval die illustrierende Fußnote zu Žižeks Einschätzung. Die Farce rankt sich um den via Facebook von den Kölner Bürgern gewählten Siegerentwurf eines »Charlie-Hebdo«-Wagens. Der zeigte einen Clown, der einen Buntstift in den Waffenlauf eines mit einem Sprengstoffgürtel ausgestatteten Attentäters stopft. Lokale Medien hatten nach Bekanntwerden des Entwurfs Sicherheitsbedenken thematisiert. Das Festkomitee wollte kein Risiko eingehen und beschloss daher, den Wagen vorsorglich aus dem Rosenmontagszug zu nehmen. Am Ende fuhr der Wagen freilich doch unangekündigt, um niemanden zu provozieren.

Schadstoffentsorgung

Auch in anderen Kernbereichen des gesellschaftlichen Lebens sehe ich Symptome eines Kritikverlusts, wenn auch gegenüber den aufgeheizten Debatten um Kultur, Religion und Lebensformen unter umgekehrtem Vorzeichen. So regiert in den sogenannten Wirtschaftswissenschaften ungeachtet der Dauerkrise seit Lehman der Imperativ des Weitermachens, als ob nichts gewesen wäre. Eine radikale, substantielle Kritik daran hat in den entscheidenden Institutionen keinen Platz.

Eine ernst zu nehmende Kapitalismuskritik verhallt dort ungehört, wo Freihandelsabkommen geschlossen, Wassernutzungsrechte privatisiert oder ohnehin halbherzige Finanz-

¹ Slavoj Žižek: Wer hat die Kraft der Leidenschaft? In: DIE ZEIT, Nr. 3/2015 vom 15. 1. 2015, S. 43.